

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 28 (1938)

Heft: 27

Artikel: Der Unbekannte

Autor: Zinniker, Otto

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643939>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gegnen kann, ohne daß er ein paar Ohrfeigen bezieht. An sich — sehen Sie, ich habe im Augenblick leider beruflich nichts zu tun, ich bin Elektroingenieur, die letzte Kraftanlage, die ich droben in den Bergen baute, ist fertig — ich bin schon zu einer Aktion, zu einem kleinen Privatkrieg, gestimmt, auch der Kabassakal wäre mir als Gegner recht. Aber der Frau darf um keinen Preis etwas geschehen!"

Djavid Bey lächelte, denn Bubenberg hatte ihm das Stichwort gegeben:

"Ich habe Ihnen versichert, daß wir keinen Gewaltakt gegen den Paşa unternehmen wollen. Es wäre nichts dümmer als dies. Ihn von hier aus zu beobachten, wäre auch uninteressant. Was er macht, wissen wir. Seine Beziehungen zu den Regierungen liegen offen. Er verfolgt uns, nicht wir ihn. Auch für mich handelt es sich . . . Bevor ich weiter spreche, muß ich Sie bitten, mir Ihr Wort darauf zu geben, daß alles in diesen vier Wänden bleibt. Ich weiß, daß das Wort eines Schweizers noch etwas gilt."

Bubenberg drückte ihm die Hand. Er fuhr fort:

"Für uns Türken ist es besonders schwer, über die Frau eines anderen zu sprechen, weil wir trotz aller politischen Fortschritte von unseren Unstadsbegriffen nicht loskommen. Bei uns existiert eine Frau nur für ihren Mann. Sie erscheint in keiner Gesellschaft, sie geht nur in dringenden Fällen und in Begleitung aus dem Hause. Es gilt als Beleidigung, einen

Mann nach dem Befinden seiner Frau zu fragen. Und trotzdem handelt es sich für mich in diesem Falle nicht um den Kabassakal, sondern um seine Frau."

Bubenberg unterbrach ihn, um ihm auch etwas über Unstadsbegriffe zu sagen und zu versichern, daß er nicht gewillt sei, über diese Frau eine Indiskretion zu hören und noch weniger ihr Vorwurf zu leisten.

Aber auch diese Aufwallung war Djavid nur angenehm.

"Ich bitte mich nicht mißverstehen zu wollen. Sie werden schon gehört haben, daß die Frau des Kabassakal eine Tochter Abdul Hamids ist. Abdul Hamid hatte viele Frauen und viele Kinder. Wir Türken kennen, wenigstens bei den Frauen, ebenso wenig wie Sie die Vorurteile und den Begriff des prinzipiellen Geblütes. Mirimah ist lediglich deshalb für uns von politischer Wichtigkeit, weil sie vielleicht im gegebenen Moment der einzige Weg ist, unsere Gedankengänge bis zu Abdul Hamid selbst zu leiten.

Von dem, was unsere Zensur in der Türkei leistet, können Sie sich keinen Begriff machen. Um von Ihrem Beruf ein Beispiel zu geben: Das Wort Elektrizität gibt es bei uns nicht. Der Sultan hat Angst vor dieser unsichtbaren, seinem Leben vielleicht einmal gefährlich werdenden Kraft. Es gibt in der Millionenstadt Konstantinopel kein Telephon, kein elektrisches Licht, keine Straßenbahn. Ein Buch, in dem das Wort vorkommt, wird konfisziert." Fortsetzung folgt.

Bern vom Rosengarten aus.

Durchs Tor hindurch! Die Ferne blank und klar.
Tief unter mir im Grunde liegt die Stadt.
Sie ballt gleich einer aufgeregten Menge
Zackig und giebelspitz die Dächerschar
Verknäult wirr in eiferndem Gedränge.
Wie Hut bei Hut, so Dach zu Dach gereiht,
Auf allen Wegen strömen sie heran;
Umwölben dicht die schmalen Straßenzüge,

Kauernde Masse von Alltäglichkeit,
Gepfercht und gleichgemacht im Steingefüge.
Doch stolz beherrschend in das Bild gestellt,
Steilt sich das Münster frei und kühn heraus,
Ahnung und Zeichen einer andern Welt.
Es wächst aus der Gebundenheit der Mauern
Wie schwerelos empor zum Himmel auf —
Enge und Drang des Tages zu überdauern.

Walter Schweizer.

Der Unbekannte

Von Otto Zinniker.

Eines Tages geschah etwas, das die Bewohner des Städtchens mit geheimer Scheu erfüllte: Es wurde die Leiche eines Mannes aus der Alare gezogen. Solange der Unbekannte in der Totenkammer aufgebahrt blieb, ging ein Fragen und Flüstern um, das wie ein Bächlein durch die Straßen und über die Türschwellen lief.

Wer war der Tote?

Keiner wußte es. Die einen behaupteten, es handle sich um einen Obdachlosen, den sie zuweilen beim Betteln getroffen hätten; andere sagten, er stamme aus einer Stadt weiter oben am Flusse, das Wasser hätte ihn hergeschwemmt. Aber es war nichts Gewisses in Erfahrung zu bringen, es fehlten die leisensten, kleinsten Anhaltspunkte, es walzte Geheimnis vor.

Am Dienstag läutete zu ungewohnter Stunde die Totenglocke. Es galt der Bestattung des Unbekannten. Kein Leichenzug begleitete ihn zum Grabe; niemand beweinte den von den Menschen Verlassenen; weder Verwandte noch Bekannte, weder Freunde noch Berufskollegen hatten sich zur Beerdigung eingefunden. Die amtliche Auskreibung hatte keinen von ihnen zu erreichen vermocht. Herkunft, Name, Alter und irdische Laufbahn des Toten waren in rätselhaftes Dunkel gehüllt. Und ob der Fremde, der Findling, der Niemandstote einem Unfall zum Opfer gefallen, ob er aus Verzweiflung, Not oder Elend selbst hinübergegangen war, oder ob ein Verbrechen vorlag — geheimnisvoll und dunkel blieb auch dies.

Auf dem kurzen Wege zur Totenkammer bis zum Grabe folgte einzig der Pfarrer des Städleins dem rohgezimmerten,

schmucklosen Sarge. Aber als der Namenlose in die Grube hinuntergelassen wurde, trat wie zufällig, mit dem Hut in der Hand, Architekt Ringeisen, ein Mann in den Bierzig, wegen seiner Lüchtigkeit einer der angesehensten Bewohner des Ortes, herzu. Wiederum wie zufällig hemmte er am offenen Grab seinen Schritt, lauschte andächtig, mit leicht zur Seite geneigtem Kopf, dem Gebet des Geistlichen, und als die ersten lehmigen Brocken auf den Sarg hinunterkollerten, warf er dem Toten einen grünen Zweig hinab, den er von einem Strauch gebrochen hatte. Von Architekt Ringeisen ging die Rede, daß er im Strafengraben zur Welt gekommen sei. Tatsache war, daß er, früh auf sich selber angewiesen, die peinliche Umlammerung des niedrig Geborenen gesprengt und aus eigener Kraft aus der Beschattung ins Helle reinen Menschentums gedrungen war. Hundertmal war ihm durch Zuträgerei die Schande seines Erzeugers ins Ohr geflüstert worden; in hundert Variationen hatte er von ihm gehört: als Nichtsnutz, der seine Braut im Stiche gelassen; als liederlicher Kumpel, der das Geld seiner Eltern vertan; als Bruder Lustig, der Seßhaftigkeit nur am Jaftisch bewiesen; als Trunkenbold und Messerstecher, der im grünen Wagen im Land herumgefahren . . .

Ein Verfemter, dem Ringeisen in den vierzig Jahren seines Lebens nie begegnet war.

Aber nun stand Architekt Ringeisen am Grabe des namenlosen, des unbekannten Toten. Durch irgendein Zeichen war er mitten in der Arbeit angerufen worden; er hatte den Anruf als Mahnung und Auftrag empfunden, an der Bestattung des Findlings und Niemandmannes teilzunehmen. Und da war er, werktäglich gekleidet, zum Friedhof hinausgewandert. Wehmütig lächelnd, mit ein wenig Mitleid, mit ein wenig Sehnsucht nach

seinem Vater, dem er den Fehltritt längst verziehen hatte, wohnte er der schlichten Handlung am Grabe bei.

Er spürte den Hauch des Todes aus der Tiefe. Aber der Mann dort unten blickte ihn durch die hinuntergeworfenen Schollen an, er blickte durch ihn hindurch. Merkwürdig, woher Ringeisen plötzlich das Bewußtsein hatte, daß man heute seinen Vater begraben habe, den ein wunderliches Spiel von Zufällen am Ufer der Aare abgesetzt hatte. Ringeisen fühlte Dankbarkeit im Herzen für irgendetwas, das er mit Namen nicht zu nennen vermochte. Vielleicht war es Dankbarkeit dafür, daß er fortan der Sorge um den Ruf seines Erzeugers enthoben war. Denn mit dem Tod nahm auch das ein Ende. Etwas sehr Tiefes, sehr Sinnvolles lag in den scheinbar unberechenbaren Fügungen des Schicksals.

Ringeisen fand keinen Grund zur Trauer, der Tod schien ihm gleichsam verschlungen in den Sieg. Er bereute auch nicht, zu spät gekommen zu sein, um den Toten da unten als seinen Vater erkennen zu dürfen. Er hatte ihn geliebt; aber es war nicht jene Liebe gewesen, wie sie Söhne sonst ihren Vätern entgegenbringen. Ihre Wege waren getrennt geblieben, in eifriger Fremdheit hatten sie aneinander vorbeigelebt: zwei Mücken auf zwei verschiedenen Erdteilen. Ringeisen wußte nicht einmal bestimmt, ob er mit seinem Dasein eine Minute, eine Sekunde lang die Gedanken seines Erzeugers gestreift hatte. Ja, wie hätte er ihn wohl erkennen sollen?

Er nahm Abschied vom Namenlosen, vom Totengräber und vom Pfarrer des Städtchens und ging an seine Arbeit zurück. Ob dereinst auch an seinem Grabe einer so stehen und ihm einen grünen Zweig nachwerfen würde, wehmütig lächelnd, mit ein wenig Mitleid, mit ein wenig Sehnsucht in der Seele?

BERN

Von Walter Schweizer

Wer mit dem Zug über die Eisenbahnbrücke einfährt, der sieht stolz über der Aare aufgebaut die Stadt mit ihren Türmen, Brücken, ein bunt gemischt Dächermeer, von der Sonne überglühend, vom warmen Sommerwind umfächelt, ein Bild, so berauschend, so hinreißend schön, daß das Auge wie trunken in seligem Vergessen darauf ruht — Bern ist's, die Bundesstadt.

Unter den Städten, welche sich aus früheren Jahrhunderten einen charakteristischen Typus bewahrt haben, steht Bern in der vordersten Reihe, und zwar mit baulichen Formen und Motiven, die in solcher Fülle, in so grundsätzlicher Durchführung und eigentlicher Lokalfärbung sonst nirgends vorkommen. Wohl findet sich und dort noch ein Abglanz mittelalterlichen Kulturliebens, so Ringmauern mit Graben und Türmen, mit krummen, engen Gassen, mit hochgiebigen Häusern, vorragenden, niedrigen Geschößen, reichen Portalen und zierlichen Erkern. Aber gerade diese Merkmale, die andere Orte haben, die besitzt Bern eigentlich gar nicht.

Über der Stadt ruht ein Schimmer verklärter Schönheit. Alles Beengende, Trübe, Dumpfe ist hier abgestreift. Wie befreit von der Alltäglichkeit der Dinge, wandelt man hier durch eine Welt heiterer, sorgloser Freude. Es ist ein Zauber, den keine Phantasie ausschöpfen kann, der immer wieder seine wundersame Kraft bewährt. Lob und Lied, wie oft sie auch Alt-Bern feierten, sein Ruhm wird nicht ausgefungen werden. Mit jedem Jahr ziehen neue Scharen in die Stadt, wallfahrend, Tausende und Abertausende aus allen Weltteilen hierher, mit staunender Begeisterung die Fülle der Gaben hinzunehmen, welche die allgütige Mutter Natur über dieses begnadete Erdenfleckchen ausstreute. Es ist etwas Ideales, was ihm anhaftet, voll tiefer, goldener Poësie, daß das Schweizer Gemüth hier seinen Feiertag halten kann.

Landschaftlich kommt in Bern alles zusammen, ein Bild voll Harmonie, Farbenglanz und berückender Schönheit zu gestalten. Ein enges, malerisches, gewundenes Tal, dessen grünglänzender Fluß in die weite, fruchtbare Ebene seinen Weg zum stillen Opal des Jura sucht. Hier prächtig bewaldete steile Hügel, an welche sich reiche Dörfer schüßfuchend schmiegen — und über allem, die Alpenkette mit dem mächtigen Firndreifang: Eiger, Mönch und Jungfrau.

Im Morgensonnenlicht oder im Abendschein, wenn im Tal der Aare schon Nebelfrauen huschen und nur geheimnisvolle Glut noch im Ersterben über die Dächer der Altstadt gleitet, bei Mondlicht, in der Blütenpracht des Lenzes oder im winterlichen Hermelinschmuck, immer bleibt Bern eine Zauberin, die unsre Sinne betört, schmeichelnde Weisen in die Herzen singt.

Auch an Goethe bewies sie einst ihre Kraft. Schrieb er doch am 9. Oktober 1779 an Frau von Stein: „Am 8. strich ich durch die Stadt. Sie ist die schönste, die wir gesehen haben. Die Häuser in bürgerlicher Gleiche eins wie das andere gebaut, alle aus einem graulichen, weichen Sandstein. Die Egalität und Reinlichkeit drinnen tut einem sehr wohl, besonders da man fühlt, daß nichts leere Dekoration oder Durchschnitt des Despotismus ist. Die Gebäude, die der Stand Bern selbst aufführet, sind groß und kostbar, doch haben sie keinen Anschein von Pracht, der wenigstens vor den andern in die Augen würde.“

Wer durch die krummlinigen Straßen Alt-Berns wandert und die Sprache versteht, welche die Häuser mit ihren altersgrauen Mauern und den dunkeln hohen Ziegeldächern reden, wer die vielen schönen Bauten schaut, das Münster, die Kirchen, das Rathaus, den Erlacherhof, die Brunnen und Brunnlein, Erker und Erkerlein, dem ist zumute, als blätterte er in den Seiten einer mit kräftigen Lettern gedruckten und mit markigen Holzschnitten ausgestatteten, alten Chronik. Auch ohne sich in den Inhalt eines solchen Folianten zu versenken und den Berichten des Chronisten zu folgen, kann es uns reizen, Seite um Seite umzublättern, weil alles dazu angetan ist, uns zu fesseln und zu erfreuen; das kräftige Papier, die charaktervolle Form der Typen, der energische Zug der Illustrationen, das intensive Schwarz des Druckes und die ungebrachte Kraft mit der das Rot der Initialen herausleuchtet. Man spürt, daß hier ein ursprünglicher, gesunder Geschmack gewaltet hat, dem alles Unnatürliche und Gekünstelte fremd ist, und es ist, als ginge ein Strom und Kraft auf uns über, der uns wachsen und erstarren macht. Und dieses Empfinden steigert sich, wenn nun das Buch seinen Inhalt enthüllt und farbenfrohe Bilder aus Berns Vergangenheit vor uns auftauchen läßt. Glückliche Stunden, da so der Geist der Geschichte an uns herantritt und uns teilnehmen läßt an den Taten, die vor Jahrhunderten ein glaubensstarkes und seiner Kraft bewußtes Volk vollbracht hat, glücklich die Stätte, die sich rühmen kann, ein reines Spiegelbild jenes Geistes zu sein, der der Schweiz zu ihrem heutigen Ganzen Eckpfeiler war — — —

Wenn auch die Häuser heute mit der ehrwürdigen Miene des Mittelalterlichen dreinhaben, ein bezeichnender Zug zur Vollständigkeit der alten Straßenschilder fehlt, denn über den unsagbaren Schmuck der früheren Wege hat die Neuzeit ein reinliches Pflaster gebreitet. Gassenpflasterung war jedoch vor dem 14. Jahrhundert unbekannt. Bei festlichen Gelegenheiten aber wurden die Gassen mit Tannästen, Gras oder Zweigen belegt. Zum Schutz gegen Verunreinigungen trug man über den Schuhen Stelschühe mit Holzboden. Vor den Häusern wurden diese dann ausgezogen. So kommt es denn auch, daß in einer alten Chronik steht, daß vor der Ratsstube die Überschuhe der Ratssherren aufgetellt gewesen seien, „do fundt man sin zählen, wie viel ihr zu Rath kommen wären!“ Die erste Ausgabe für Pflasterung in Bern wurde 1377 gemacht, und zwar „die niedere brotschal ze bechiffenne“. Lange und hartköpfig hat sich der Berner gesträubt, seinem Vieh das Recht auf der Straße nehmen zu lassen; schließlich mußte er sich doch darein fügen, seinen Schweinen nur noch etwa eine Stunde am Tage die größere Freiheit der Straße zu bieten, bis auch diese Begünstigung schwand; undatiert, aber vor 1400 ist der Ratsbefehl, „misst und bigen“ nicht länger als 14 Tage vor den Haustüren liegen zu lassen, für jeden fernen Tag sind 5 Schilling Buße angesezt.

Zu dem Schönsten jedoch, was jener kunsttreiche Geist im Straßenschild der Stadt geschaffen, gehören die einladenden Laubengänge. Nur noch wenige Städte dürfen sich dieser Steiger rühmen, die, von den Fußböden der ersten Stockwerke überdeckt, von den tragenden Pfeilern zur Seite der Straße geleitet, dem Wanderer Schutz gegen Regen und Sonne, dem Auge im wechselvollen Rhythmus von Licht und Schattenkonturen einen malerischen Anblick bieten. Im Jahre 1479 schreibt der Dekan Albrecht v. Bonstetten: „Bern ist ein statt, groß an richtum, mit hüpschen hüwen geziert, und ist nuw, lustig, mit witen gassen, zu beder fitt gewelbe habende, unter denen mit drocken Füßen man wanderen mag.“ Die ersten Nachrichten über die